

# Eine Quelle zu Gottfried Kellers Sinngedicht?

Autor(en): **Dünnebier, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572674>

## **Nutzungsbedingungen**

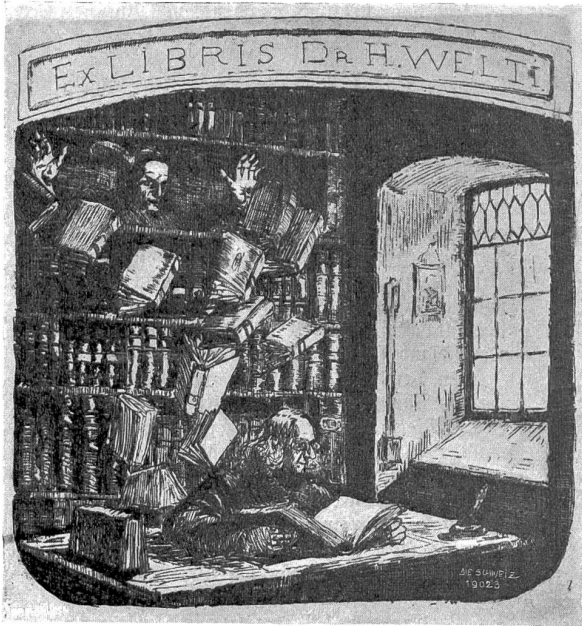
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Charles Welti, Aarburg. Exlibris Dr. H. Welti (Radierung).

vollen mächtigen Knoten geschlungen, und daraus wickelte ich jetzt einen nigelnagelneuen Franken. Den hatte ich einem Kameraden, der ihn beim Knabenschießen gewonnen, umgetauscht gegen Kleingeld mit einem Fünfer Aufzählung; das Kleingeld selbst hatte ich mühevoll mit einer Stricknadel aus meiner wohlverschlossenen Sparbüchse gefischt. Nun bohrte ich mit dem schwarzen Stecklein ein schuhiefes, schauriges Loch in die Graberde, legte mit frommem, bewegtem Herzen den Genferzipfel und den Franken hinein und deckte den versenkten Schatz wieder sorgsam und säuberlich zu. Dann betete ich noch dreimal das Unser Vater und meinte mit innerlicher Genugtuung, den armen Schneider Ducl im Himmel droben versöhnt zu haben.

So blieb es denn auch einige Zeit. Aber nach zwei Wochen stupfte mich mein Teufelchen wieder: Der selige Herr Daniel Ducl sieht ja deinen guten Willen und daß es dir leid ist um das Böse, das du getan; doch weil er jetzt ein Engel ist, so braucht er den Franken nicht mehr und den Genferzipfel noch weniger... Aber du! Es wäre Sünd und schäd, wenn man das Zeug in der Erde vermodern lassen wollte! Drum riß ich einen mächtig blühenden Strauß Wiesensblumen ab und wanderte mit diesem nach dem Friedhof, um den Geist des Duclmäuslers milde zu stimmen bei meinem ruchlosen Vorhaben. Mit dem schwarzen Stecklein durchwühlte ich verstoßen die Graberde und suchte meinen heimlichen Schatz. Den Franken fand ich wohl, aber den Genferzipfel nicht mehr, und das ist ein großes Glück, sonst hätte diese Geschichte noch lange kein Ende...

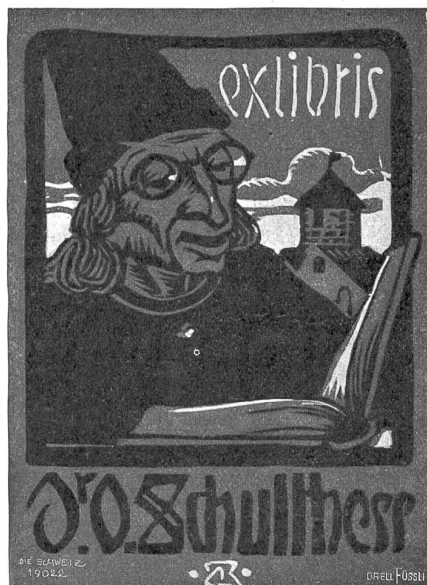
## Eine Quelle zu Gottfried Kellers Sinngedicht?

Nachdruck verboten.

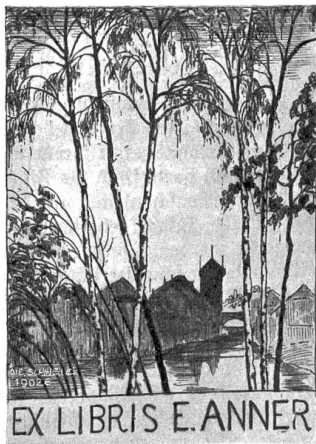
Im Frühjahr 1859 machte Ludmilla Wffing ihr eben erschienenen Buch „Sophie von La Roche, die Freundin Wielands“ Gottfried Kellern zum Geschenk. Sein angeregtes Interesse für das Werk als Stilleistung sowohl wie für dessen „Heldin“ drückt sich in seinen Briefen an die Verfasserin vom 28. April bis 15. März 1860 deutlich aus, zunächst in warmer Anerkennung für „die schöne, fleißige und gründliche Arbeit“, dann aber vornehmlich in den Glossen, mit denen er ihre feinsinnige, etwas beschönigende Charakterzeichnung des „zarten, mit Liebeskummer geschmückten Jungfräuleins“ versteht. Diese Bemerkungen tragen ganz den lebenswürdigen Zug, der die ersten Kellerbriefe an Ludmilla Wffing im Gegensatz zu den späteren etwas schänden und kürzer angebundenen auszeichnet.

Indessen fühlt jeder, der Keller, den Ironiker, kennt, daß seine Einwände und Einschränkungen nicht so gutartig gemeint sind, wie sie artig vorgebracht werden. Wenn er im Hinblick auf das Jugendverhältnis der Sophie zu Wieland schreibt: „Ein anmutiges Schauspiel gewährt unsereinem abermals die tapfere, furchtlose und elegante Verteidigung, welche eine Frau für eine ihrer Schwestern gegenüber den wankelmütigen und nichtswürdigen Dichtern führt,“ und wenn er im weiteren Verlaufe seines Briefes die Demütigung des treulosen und treulos verabschiedeten Wieland mit parodistischen Strichen illustriert, so läßt die Uebertreibung schon merken, daß er mit dieser Abfertigung Wielands nicht ganz so einverstanden war, wie es zunächst den Anschein hat. „Im Ernste gesprochen,“ fährt er dann auch fort, „war Wieland in seiner Jugend ein höchst schnurriges, von wahren und gemachten Gefühlen auf-

gepustetes Bürschchen, und es stände den holden Frauen jederzeit besser an, solche Gesellen ihrer Wege gehen zu lassen, statt sie immer wieder an sich heranzufördern. Während die gleichen ‚verratenen Dichterfreundinnen‘ niemals verlegen sind, urplötzlich ganz unerwartete Heiraten ‚abzuschließen‘ und dergleichen im Notfall auch mehrmals wiederholen, werden die Dichterlinge dafür bescholten, daß sie nicht allein der Narr im Spiele sein und den ewigen Petrarca oder Werther vorstellen wollen.“ Auf dem Grunde dieser Erklärung liegt die ganze Bitterkeit verborgen, die, der trübe Rest wiederholter Liebesenttäuschungen, sich damals Kellers bemächtigt hatte. Im persönlichen Verkehr hat er auch mit seinen schlimmen Erfahrungen über die „Schönen, Guten“, soweit sie sich in ihm zu Kenntnis und Urteil umgesetzt hatten, nicht eben hinter dem Berge gehalten, wenigstens rühmt er sich mit schalkhafter Miene dessen der Wffing gegenüber im Brief vom 30. November. „Ihre zierliche ‚Sophie Varoche‘ wird fleißig in mir befreundeten Säusern gelesen und gibt mir bei der Besprechung hinter der Teetasse Gelegenheit, den Frauen gegenüber meine feindlichen Grundsätze und Auffassungen, die Ihnen bekannt sind, inbetrreff der Dichterliebschaften, murrend vorzutragen. Das trägt mir dann immer den Ausspruch ein: ich bekäme jedenfalls weder Frau noch Freundin und verdiente auch keine, womit ich mich dann bestens zufrieden erkläre. Uebrigens kann ich Ihnen doch nicht verhehlen, daß die hübsche Sophie auch öfter scharf beobachtet und etwas mitgenommen wird.“ Zweifellos befindet sich Keller selbst im Kreise dieser kritischen Betrachter, sonst hätte er sich diese Mitteilung erspart oder doch



Carl Roelch, Dießenhofen. Exlibris Dr. C. Schultze (Holzschnitt).



Emil Anner, Brugg. Eigenes Exlibris.  
(Radierung).

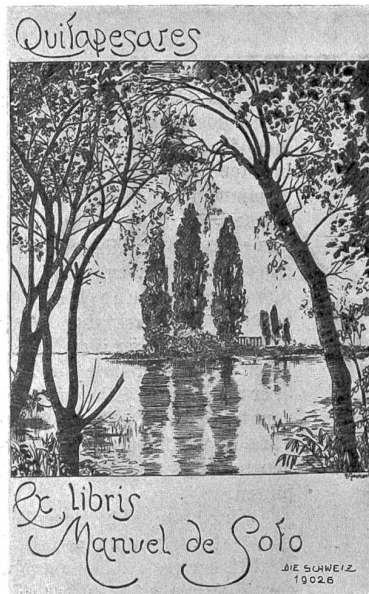
Nimmt man nun, von Kellers Lob angeregt, das Affingische Buch zur Hand, so fühlt man sich gleich auf den ersten Seiten bei der Schilderung der überschwenglichen Jugendliebe, durch welche die aufblühende Sophie von Gutermann, die nachmalige Frau von La Roche, an den italienischen Arzt Bianconi gefesselt wurde, an die romantische Schwärmerin der Lucie im „Sinngedicht“ für ihren Vetter Leodegar erinnert. „Bianconi, ein schöner, interessanter Mann mit schwarzen Haaren und schwarzen, leuchtenden Augen, seine Züge von antiker Regelmäßigkeit ... von ebenso leidenschaftlichem als edelm Ausdruck,“ ähnelt äußerlich der Figur des Dichters auch ganz und gar. Allerdings verdiente der edlere Charakter Bianconis mit besserem Recht die Liebe eines dreizehnjährigen Mädchens als Leodegar die seiner noch kindlichen Waise. Dazu kommt, daß Bianconi, von der zärtlichsten Neigung zu Sophie ergriffen und um die Bildung ihres Geistes lebhaft bemüht, sich auf sehr natürliche Weise die Gegenliebe des Mädchens erringen konnte, während Lucie, die Neidereien Leodegars mißverstehend, sich Heiratsgedanken in den Kopf setzt, die der heimlich Angebetete seinerseits gar nicht hatte. Bianconi verlobte sich überdies später auch mit Sophie; aber durch den plötzlichen Tod der Mutter wurde die Hochzeit aufgeschoben, und der Geliebte reiste mit ihrem Vater auf ein ganzes Jahr nach Italien. Das junge Mädchen fühlte sich vereinsamt, „verzehrte sich in Sehnsucht, teils nach der verstorbenen Mutter, teils nach dem entfernten Bianconi; es war ein Jahr der schmerzlichsten Herzens einsamkeit und leidenschaftlichsten Erregung, der beständigen Spannung, Unruhe und Erwartung für sie.“ Die Familienverhältnisse, in denen die mutterlose Lucie der Vereinsamung und damit ganz ihren Träumereien, der stillen Sehnsucht nach dem fernen Geliebten verfällt, sind ähnlich geartet; doch ist Luciens Vater ein minder strenger Protestant, als es Gutermann, der Vater Sophies, war. Letzterer hatte in dem katholischen Bekenntnis Bianconis von Anfang an eine trennende Kluft gesehen und nur auf die überredenden Bitten der Seinen hin seinen Widerstand aufgegeben. Nun, als der Verlobte kurz vor

wenigstens auf andere Art vorgebracht. Nachdem er das Buch im folgenden Jahre zum zweiten Male gelesen, rückt er der von Ludmilla Affing mit allen Geistesgaben und Tugenden ausgezeichneten Gestalt sogar noch schonungsloser auf den Leib, verurteilt vor allen Dingen ihre „Verheiratungsmethoden“. Indessen hält er das Buch selbst immer noch für eine „ansehnliche Bereicherung unserer Literatur- und Kulturschichte“, sonst hätte er es wohl auch kaum der Mühe wert gehalten, so lebhaft auf seine Materie einzugehen.

der Hochzeit die Forderung stellte, daß die künftigen Kinder katholisch erzogen würden, kam es bei dem Hasse Gutermanns gegen alles katholische Wesen zu einem unheilbaren Zerwürfnis. Bianconi mußte sein Haus für immer verlassen. Dieser baute fest auf die Treue der Geliebten; er wollte sich heimlich mit ihr vermählen und sie entführen, allein Sophie widerstand nach einem leidenschaftlichen Kampf zwischen Liebe und Kindespflicht „allen Beschwörungen Bianconis, widerstand ihrer eigenen Leidenschaft und entsagte dem Geliebten auf immer“. „Sie dachte daran, in ein Kloster zu gehen, um, wenn auch für ewig getrennt von ihrem Geliebten, doch durch dieselbe Religion mit ihm verbunden zu sein. Sie sprach dem Bischof von Augsburg diesen Wunsch aus, der sie aber zurückwies, weil ihr Voratz nur aus Liebesverzweiflung entstanden sei.“ Die Beweggründe, die bei Lucies Uebertritt zum Katholizismus maßgebend sind, entspringen insofern der gleichen Gemütsverfassung wie bei Sophie, als sie zunächst der Religion des Geliebten teilhaftig werden will.

Daß mit diesem Religionswechsel als Hauptmotiv ursprünglich eine Novelle wesentlich anderen Gehaltes geplant war, erfahren wir aus einer Notiz Kellers, die nach Baechtolds Vermerk aus den siebziger Jahren stammen soll. Sie lautet dahin: „Novelle von der Schönen, die katholisch wurde, um den geliebten Mann zu bekommen und, von demselben verlassen, dann ins Kloster ging und das lange öde Leben dort zubrachte. Das Psalmbuch mit dem Bildchen oder Buchzeichen als Eingang. Besuch der Mutter mit dem Knaben im Kloster. Wasserfahrt etc.“ Vielleicht drückt sich diese Novelle in anekdotisch verkürzter Gestalt noch in dem Schicksal einer Nebenfigur aus, der Schwester Klara, die Liebesleid ins Kloster geführt hat. Wie weit der Dichter bei ausführlicher Bearbeitung des ursprünglichen Planes ihr Sophies Liebeschicksal zugrunde gelegt haben würde, läßt sich natürlich nicht sagen; daß jedoch nach der Umgestaltung, die Lucie als neugewählte „Heldin“ forderte, die „Sophie von La Roche“ der Ludmilla Affing benutzt wurde, tritt hell ins Licht. Dabei ist interessant zu beobachten, welche Wandlung der schaffende Künstler durch Ausschcheidung und Zusammenfassung der verschiedenen Elemente, durch Umbiegung oder Weiterführung einzelner Motive den Stoff der Vorlage durchmachen läßt.

Dr. Hans Dünnebie, Weinböhla.



Emil Anner, Brugg. Exlibris Manuel de Soto.  
(Radierung).



Emil Anner, Brugg. Eigenes Exlibris.  
(Radierung).